

KOGNITION ALS VORAUSSETZUNG ZUR VERWANDLUNG UND TRENNUNG DER NARRATIVEN IDENTITÄTEN IN DER ERZÄHLUNG VON FRANZ KAFKA

ÁRPÁD RÉTFALVI
Universität Debrecen, Ungarn

1. Einleitung

Der Name *Franz Kafka* hat eine eigenartige Funktion in der Literatur und wird zum Symbol *des Nirgendwoseins* und *der vergeblichen Suche*. Man kann *per definitionem* nicht sagen, dass der Erzähler oder der Megaerzähler auf diesen mythischen Franz Kafka zurückzuführen sind und sie mit ihm eine Metapher bilden könnten. Wenn es so wäre, würde die Suche nicht mehr vergeblich, man könnte ein Zentrum finden – es gibt aber viele Zentren. Und diese Behauptung dekonstruiert auch die früher erwähnte mythische Symbolik, weil *das Nirgendwosein* erst aus den Spuren der zahlreichen Merkmale entsteht (z.B. *die Einsamkeit*); diese Vielfalt wird eben wegen ihres Wesens als *Verleugnung* aufgefasst.

2. Die Bedeutung des Titels und die Struktur des Titels

Der Titel der analysierten Erzählung teilt mit, dass nicht die poetische Sprache, nicht die Narration selbst wichtig ist, sondern *die Verwandlung*, die auch die narrativen Identitäten betrifft: sie wandeln sich ineinander um, die statischen Punkte geraten in Bewegung, bei der sie nur wegen ihres vererbten statischen Charakters in diesem Prozess erkennbar sind. Der empirische Kafka wusste das, weil er nie dazu beitrug, dass man das Ungeziefer darstellt. Das Bild ist irreführend und lenkt die Aufmerksamkeit des Rezipienten von der Hauptfrage der Erzählung ab. Es ist unwichtig, ob es um eine tatsächliche Verwandlung in dem Werk geht, oder es sich um eine Metapher handelt. Man führte lange Debatten darüber, welche Behauptung gültig ist; die Vertreter des einen Standpunkts suchten Merkmale, nach denen die vorausgesetzte Metapher interpretierbar wäre (z.B. Abscheu der Hauptperson vor sich selbst; monotone, kleinartige und glückslose Lebensweise usw.), während der Schlüssel des entsprechenden Leseprozesses in dem Titel steckt: man soll den ganzen Schreibprozess als eine ständige Verwandlung auffassen.¹

¹ Es gibt Annäherungen an das Werk, die beide Möglichkeiten gleichzeitig – aber eher implizit – vertreten: „Die ersten Abschnitte erzählen von Gregors intellektueller Verarbeitung seiner Selbstbeobachtung. Er sucht und findet Rationalisierungen: Die Verwandlung scheint zwar „kein Traum“ zu sein, aber auch kein Faktum, das ihm die Normalität zu sprengen scheint.“ FINGERHUT 1994, 46. Wenn *die Verwandlung* kein Traum ist, fehlt sein metaphorischer Charakter und steht der fiktiven Realität nahe. In diesem Fall sollte diese Tatsache die Normalität sprengen und eine neue Lebensweise herausfordern, was nach dem zitierten Literaturforscher nicht der Fall ist – oder es scheint, nicht der Fall zu sein. So bleibt *die Verwandlung* doch eine Metapher. Die metonymische Verbindung der Deutungsversuche baut sich gegenseitig auf und ab; als Konklusion wird die Dynamik *der Verwandlung* entdeckt, die auf allen Ebenen des Lebens spürbar ist. Die Sprachstruktur der Analyse dekonstruiert aber ihre absolute Macht: *die Verwandlung* wird nicht als eine Tatsache, sondern als eine mögliche Erscheinung bekannt gemacht.

Der Mensch, der zu sprechen oder zu schreiben beginnt, verliert sich selbst, so ist der Name *Franz Kafka* mit dem Prager Schriftsteller nicht identisch – es ist unmöglich, dass er über sich selbst etwas berichtet. So wird der Name des empirischen Schriftstellers zu einem Etikett, das nach Foucault mit Funktionen zu ersetzen ist: diese Funktion ist Teil einer Rechtsordnung, wirkt anders in verschiedenen Epochen und Kulturen, ist durch spezifische Operationen des Lesers zu erstellen und verweist nicht auf eine empirische Person² – zu mindesten nicht direkt: die Oszillation zwischen den Bedeutungsschichten der Namensmetapher ermöglicht eine Identifikation, doch verschwinden die Charakterzüge des Schriftstellers, wenn er zu schreiben beginnt. Die Metapher ist einseitig, die Oszillation läuft ins Leere, nur das bewegungslose Bild besteht wie ein Photo, das zwischen dem empirischen Menschen und den literarischen Funktionen den unüberwindbaren Bruchpunkt bildet.

„– *Er* heißt Franz Kafka, du weißt, *er* lebt in Prag etc. *Er* schrieb eine kleine Geschichte, die *ich* jetzt erzählen werde. Der Titel heißt: *Die Verwandlung*.“ Dieser Satz ist ein Kommentar zu der Erzählung, der in Gedanken des Lesers verkörpert wird. Es ist aber ein scheinbarer Metatext, der gar nicht vorkommen soll, doch ist seine Anwesenheit nicht ausgeschlossen. Ohne diese Ergänzung bleibt der Titel ein Paratext, dessen *sichtbarer* Status wirklich ein Paratext ist.³ Von der Rezeption her hat der Titel eher eine metatextuelle Art, als selbständiger Struktur ist er aber ein Paratext. Auch wenn der Leser nur *Die Verwandlung* ertönen lässt, verleiht er jemandem seine Stimme, der etwas über den Text sagt. Der Titel hat den formalen Struktur, bzw. die Möglichkeit, etwas über sich selbst behaupten zu können.

Man hebt jetzt den erzählerischen Charakter dieses Satzes hervor und zieht den Titel in die Analyse hinein. Auf wen ist das allererste Wort der Erzählung zurückzuführen, der von dem Rezipienten lebendig gemacht wird? *Die Verwandlung* – der Erzähler fängt damit an, sein Hauptthema zu *benennen*. Aus kognitiver Hinsicht scheint die Benennung *Behauptung* über etwas zu sein; sie ähnelt dem Kommentar. Man benennt etwas, um zu

² vgl. FOUCAULT, Michael: *What is an author?*, übersetzt von V. HARRARI, Joseph, In: *Modern criticism and theory*, hrsg. von LODGE, David, London/New York, Longman, 1996, 205.

³ Diese Aufteilung der Texte stammt aus der Theorie von Gérard Genette. Er spricht bei der Konstruktion einer allgemeinen Literaturtheorie nicht über traditionelle Gattungen (Epos, Roman, Elegie usw.), sondern teilt die Werke nach ihrer textuellen Erscheinungsform in vier Unterkategorien auf. Die *textuelle Transzendenz* existiert als *Intertextualität*, *Metatextualität*, *Paratextualität* und *Architextualität*. „Hierzu zähle ich unter dem Begriff der *Metatextualität* (...) auch die transtextuelle Beziehung eines Kommentars zu seinem Text. Alle Literaturkritiker produzieren ohne es zu wissen seit Jahrhunderten Metatext (...) ich zähle hierzu auch noch andere Beziehungen – dabei denke ich hauptsächlich an Imitation und Transformation (...) – Beziehungen, die ich mangels Besserem als *Paratextualität* bezeichnen möchte (...)“ In: GENETTE 1990, 100-101. Man glaubt, dass eine Textstelle, die den Text durch das Erzählen *imitiert*, notwendigerweise ein Paratext ist. Daneben ist auch der transformative Charakter des Titels klar, wenn man ihn von der Kognition her im Zusammenhang mit dem Megaerzähler und Erzähler untersucht – der Titel lässt diese ineinander *übergehen*. Dabei spielt der Humor eine wichtige Rolle; die Kognition spürt aus dem literarischen Stil das ironische Lachen heraus, die das Verhältnis des Lesers zu der Erzählung bestimmt. *Pastische* und *Parodie* – nach Genette vermitteln sie Vorstellungen über das Wesen der *Paratextualität*. Die Quelle der Ironie entspringt aus dem sarkastischen Lachen, der die Poetik der Unsicherheit, *Der Verwandlung* als absolut bezeichnet, bei der man diese Aussage gleichzeitig abbaut: auch die *Verwandlung* soll sich verwandeln...

wissen, was/wer es ist; für sich selbst und seine Mitmenschen. Jemand wird immer von einem anderen benannt. Die Frage ist, ob diese Namensgebung mit dem Erzähler (*reiner Kommentar*) oder dem Megaerzähler (*Kommentar des Kommentars*) zu verbinden ist. Der Rezipient kann ihr einen metakritischen Status verleihen: „*Die Verwandlung* ist, dass Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte.“ Man muss gleichzeitig hinzufügen, dass auch der Titel in Form eines kommentierten Textes existiert – wie jede sprachliche Äußerung; jeder geschriebene Text ist *mindestens* ein Metatext. Der dargestellte Kommentartext ist schon ein Kommentar des Kommentars. Diese Schichtung ermöglicht eigentlich die Trennung der narrativen Kategorien aus kognitiver Hinsicht.

3. Die Struktur der Verwandlung und die Perspektive des Erzählers

Die Verwandlung ist, dass Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte. Man sollte die Struktur dieses zusammengesetzten Satzes unter die Lupe nehmen, um die anwesenden narrativen Identitäten festhalten zu können. Wenn der Leser den Titel (stumm) mit dem obigen Kontext ergänzt, dann geht es um eine Nominalergänzung, die *die Verwandlung* definiert. So wird der Titel, also das zu Definierende, zu einem Metatext, der die Beschreibung des Erzählens etikettiert, sie benennt. Aber der Nebensatz gehört dem Megaerzähler (*metakritischer Status*) als erster Satz der Erzählung – diese Positionen können nicht verschoben werden. Wenn es möglich wäre, würden die betroffenen narrativen Identitäten ihre Funktionen verwechseln. In diesem Kontext konfrontiert sich der Leser mit einer Textstelle, in der der Erzähler *in den Megaerzähler übergeht, sich in ihn verwandelt*. Die Stelle, wo die Verwandlung passiert, ist die Grenze der beiden Satzteile, an der der Rezipient aufhört, seine Stimme der Narration zu verleihen. Das ist die Phase des Einatmens, eine stille Periode. Die Schrift markiert diese Stelle mit einem Komma. So werden die Gedanken von Derrida unterstützt: er behauptet, dass das Zeichen bei seinem eigenen Abbau nicht vermeidbar ist.⁴ Ohne eine mythische Zeichenmenge könnte der Mensch nicht sprechen, Phänomene beschreiben und benennen – die Reduktion, das heißt in diesem Fall, die Zuordnung der Bezeichnenden den Bezeichneten erfolgt dank dieser Voraussetzung. Man vermutet, dass die Bezeichnenden sowohl in der Sprache als auch in der Schrift den Bezeichneten vorangehen. Die analogische Verbindung der sprachlichen und schriftlichen Mechanismen lässt zwei Paradigmen entstehen: das erste beschreibt ein Mythos; das ist der Bereich der abstrakten Sprache und Schrift, in dem die strukturellen Eigenschaften eines abgeschlossenen Regelsystems eingebettet sind. Andererseits besteht die konkrete Erscheinungsform der Sprache und der Schrift, die ihren abgeschlossenen Charakter von dem ursprünglich offenen Mythos bekommen – über einen offenen Zustand kann nur im Verhältnis zu einer geschlossenen Form gesprochen werden.

Die konkreten Buchstaben stammen aus der mythischen Schrift und werden von dem Rezipienten als visuellen Zeichen aufgefasst. Wenn sie nicht visuell, sondern auditiv wahrnehmbar wären, könnte man auch über eine mythische Sprache sprechen – diese soll auch existieren neben der mythischen Schrift. Die Hauptsache ist, dass sie beide den hörbaren und sichtbaren Zeichen – der konkreten Sprache und Schrift – vorangehen. Die beiden Systeme funktionieren sehr eng zueinander: der Urmensch sah eine tiefe Furche auf dem

⁴ vgl. DERRIDA 1996, 111.

Stamm eines Baumes und begann laut zu sprechen: „O“ Dieses *O* kann vieles bedeuten (Überraschung, Verwunderung, Angst usw.); momentan ist nur die Tatsache wichtig, dass sich ein ursprünglich visuell wahrnehmbares Zeichen, das von dem Rezipienten als *Zeichen* aufgefasst wird, in ein lautliches Zeichen *verwandelt*. Die erwähnte Furche als Manifestation einer mythischen Schrift, die den Charakter der sinnlichen Schrift in sich beinhaltet, bewahrt einige Eigenschaften des Mythos: woher kommt sie und was passiert mit ihr nach dem Tod des Baumes? Oder ist sie ebenso alt wie der Baum und lebt nur, bis ihr Träger verfault? Die Naturwissenschaften sagen, dass die Furche ein Ergebnis des Altwerdens ist und der Baum stirbt mit ihr wie ein alter Mensch mit Falten. Der Philosoph weiß aber, dass die „Furchenhaftigkeit“ mehr als eine Erscheinung auf einer alten Pflanze ist: Furchen gibt es auf den Feldern, auf einem zerknitterten Papier usw. Was ist an diesem Phänomen so besonders? Diese und ähnliche Fragen eröffnen den Weg zur Entstehung der Mythen und unterstützen die Theorie einer ursprünglich gegebenen mythischen Schrift, deren konkrete Zeichen von dem Rezipienten aufgefasst, interpretiert und sinnlich gemacht werden.

4. Der Schriftprozess und die Verwandlung

Der Schriftprozess lässt aber nicht ab, wenn es in der Sprache Leerstellen gibt und ebenso: eine konkrete Schrift als Manifestation einer mythischen, ist fähig, die Pausen zu überwinden. Es ist hervorzuheben, dass diese Vorgänge völlig nie verschwinden, sondern eher einander ergänzen, *sich ineinander verwandeln*. Für sie ist *die ständige Anwesenheit* wichtig,⁵ die keine statischen Positionen bedeutet, aber diese unbedingt braucht, um die Phänomene *in der Dynamik der anwesenden Verwandlung* erkennen zu können. *Die Verwandlung ist, dass Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte*. In der konkreten Schrift ermöglicht das Komma an der Grenze der Satzteile, die Verwandlung der narrativen Identitäten wahrzunehmen und trägt zugleich dazu bei, den Megaerzähler von dem Erzähler zu trennen: der Erzähler sagt den Titel, der als ein unvermeidbarer Kommentar ist. Der Megaerzähler – wenn der Rezipient mithilft – kann den ersten Satz der Erzählung in einen weiteren Kommentar verwandeln.

Man bemerkt gleich, dass dem Rezipienten ein selbständiges Kapitel gewidmet werden sollte, aber man tut das darum nicht, weil die Rolle des Lesers so wichtig ist, dass er von den weiteren narrativen Identitäten nicht zu trennen ist. Man spricht über die erwähnten Texterscheinungen von der Position des Lesers her – ohne ihn würde es keinen literarischen Diskurs geben. Der Erzähler und der Megaerzähler existieren nur so lange, bis der Rezipient es ihnen erlaubt. Ebenso wie beim Verhältnis des empirischen Autors und seiner Vernichtung durch den Text geht es auch bei dem Rezipienten um keinen empirischen. Wenn es einen Schreibprozess gibt, der einen mythischen Charakter hat und unabhängig von den sinnlichen Manifestationen anwesend ist, muss es auch einen ähnlichen

⁵ „Wird bei den Erzählungen ein innerer Prozess schon während ihres Abrollens festgehalten und durch den Darstellungsakt wieder gesteuert, so wird bei den Betrachtungen etwas schon Daseiendes ins Auge gefasst, das der Schreibende dann im künstlerischen Spiel mit der Feder untersucht. Dieser vorgegebene Gegenstand, der freilich immer als die Verkörperung von etwas Geistigem verstanden war (...), musste jedenfalls dem Schreibenden beim Schreibakt unmittelbar gegenwärtig bleiben, ob nun als ein ihm deutlich vorschwebendes Bild oder – wie es öfters der Fall gewesen zu sein scheint – als ein greifbares Objekt, das sich auf dem Schreibtisch oder im Schreibzimmer befand.“ PASLEY 1978, 23.

Leseprozess geben.⁶ Das Lesen vernichtet ebenso die Identität des empirischen Menschen und ersetzt sie mit einer anderen. Die Verwandlung ist also wiederum zweifellos und nicht zu vermeiden; es ist klar, dass auch der Leseprozess die ständige Anwesenheit dieser anderen Identität benötigt. Die letztere ist auch nicht homogen, sondern – nach dem stillen Vertrag zwischen dem empirischen Autor und dem Rezipienten – verleiht den verschiedenen textuellen Identitäten verschiedene Stimmen, obwohl es aus dem Leseprozess oft nicht herauszuhören ist.⁷ Ein banales Beispiel: wie könnten ein männlicher Protagonist und eine weibliche Protagonistin mit der gleichen Stimme sprechen? Es ist natürlich unmöglich, daher muss sich die Identität des textuellen Lesers nach dem Anspruch des Kontextes immer verwandeln können. Man stellt fest, dass die Heterogenität der Narration nur darum möglich ist, weil ihr eine andere narrative Identität vorangeht, die dazu geeignet ist, eine Erzählung lebendig zu machen und von der mythischen Schrift zu befreien – sie beinhaltet die Möglichkeit der Verwandlung. Die Identität des Textes kann an der Grenze des Schreib- und Leseprozesses erfasst werden: parallel dazu, dass der Text aus dem mythischen Schreibprozess entsteht, hat er den Anspruch, gelesen zu werden, sich in den mythischen Leseprozess verwandeln. Diese Auflösung geschieht durch die narrative Stimme einer heterogenen Identität, die man als textlicher Rezipient bezeichnet. Die Identität des Textes ist auch dadurch gekennzeichnet, dass er sich – als Teil des Leseprozesses, bzw. als etwas, das *schon gelesen wurde* – für die Interpretation anbietet.

5. Der Rezipient und die Verwandlung

Man behauptet, dass der Rezipient in dem ersten Satz der Erzählung den Inhalt der ganzen Geschichte verkürzt liest. Es ist nur so möglich, dass man das Werk nicht nur als die Verwandlung von Gregor Samsa auffasst. In diesem Fall wäre der Titel nicht zutreffend, man sollte eher *Über die Verwandlung von Gregor Samsa* sprechen. Es wird aber über *Die Verwandlung* gesprochen, stilistisch hervorgehoben, zum Titel gemacht. Der erste Satz funktioniert nur dann als eine Zusammenfassung, wenn eine weitere Position zwischen dem narrativen und empirischen Leser zustande kommt, die die stilistische Bedeutung des Titels versteht: er ist der textgebundene *Formleser*, der voraussetzt, dass es auch einen *Formerzähler* zwischen dem empirischen und dem Erzähler/Megaerzähler gibt. Man stellt dieses Verhältnis folgenderweise dar: eine schöpferische, narrative Identität stellt Erwartungen, Hinweise einer anderen gegenüber; letztere kommt als *Formrezipient* vor und liest den Text *richtig*. Man hat zwei Aufgaben: die narrativen Identitäten eines solchen Erzählers und Lesers näher zu beschreiben, bzw. sich zu fragen, ob wirklich der Formerzähler derjenige ist, der die Erwartungen stellt und die Hinweise gibt – könnte die Situation eben nicht umgekehrt sein?

Dieser Leser und Erzähler können darum als *kognitiv* gekennzeichnet werden, weil auch sie beide eine mentale Tätigkeit ausüben, die sich nicht nur auf die Wiedergabe, das chronologische Vorangehen im Text oder auf Kommentare bezieht, sondern sie sind auf Deutungsfragen gerichtet – auch sie sind an dem Erkennen- und dem Interpretationsvorgang beteiligt. Doch liegt das Hauptgewicht bei ihnen nicht an den inhaltlichen, sondern an den formalen Komponenten eines Werks. Die Interpretation kann aber ausschließlich von

⁶ vgl. BARTHES 1995, 4-6.

⁷ vgl. BARTHES 1996, 171.

dem Leser her ausgehen, also sollte er derjenige sein, der die Erwartungen auflistet. Übrigens erscheint dieses Moment auch auf der Ebene des empirischen Rezipienten, wenn er zu lesen beginnt: er hat zum Beispiel die Erwartung einem literarischen Text gegenüber, dass das Kunstwerk sämtliche Wege der Deutungsbildung ermöglichen wird, über die man nachdenken kann. Damit wurde eine Gemeinsamkeit zwischen der textuellen und nicht-textuellen Identität genannt. Es entsteht die Frage: ist es möglich, dass auf der Ebene des Formerzählers/Formlesers die Spuren der Identität des empirischen Lesers/Erzählers zu erkennen sind? Damit wird die totale identitätsvernichtende Kraft der Sprache/Schrift in Frage gestellt.

Der Formrezipient schließt sich vor allem an die schriftlichen Zeichen, und er liest doch „zwischen den Zeilen.“ Das soll heißen, dass seine Position von dem Kontext heraus definierbar ist, als ob er ein Produkt des Formerzählers wäre. Letzterer lässt unsichtbare Spuren hinter sich, die dazu beitragen, dass der Formleser das jeweilige literarische Werk *richtig* liest. Diese Spuren sind vor allem mit dem Stil identisch, der erst in der Interpretation seine Funktion erhält. Man kann sowohl über linguistischen – den sprachlichen Ebenen betreffenden, strukturellen Stil – als auch über literarischen Stil – der vor allem mit den ästhetischen Qualitäten, bzw. der dichterischen Verwendung der Figuren und Bilder (Poetik) zusammenhängt – sprechen. So würde der Formleser zuerst dann entstehen, wenn er die (meta)textuellen Zeichen des Formerzählers richtig erkennt und interpretiert.

Man sagte früher, dass ein Text ausschließlich von der Seite des Rezipienten angenähert werden kann; alle Bemerkungen, die man über ein schriftliches Werk macht, stammen aus dem Verhältnis des Textes zum Leser. Ohne ihn hat die Schrift eine andere Lebendigkeit, dessen Wesen den narrativen Charakter gar nicht benötigt. Doch gehört es zu ihrer Ontologie, dass sie sich in eine andere Lebendigkeit *verwandeln* kann, bei der sowohl *die Handlung* als auch *die Geschichte*, eine wichtige Rolle spielen. Diese Transposition ist ohne den lesenden Rezipienten unmöglich, so wird er durch diesen Aspekt zum Schöpfer der Literatur. Man stellte schon dar, dass die Identität des Lesers heterogen ist.

Eine dieser Identitäten ist *der Formrezipient*, der nach/neben dem chronologischen Lesen *des Lesers* die schriftlichen, stilistischen Informationen des Textes erkennt und die poetische Expressivität des Kunstwerks interpretiert. Der Formleser ist also derjenige, der aus der sinnlich wahrnehmbar gemachten Schrift *dem Formerzähler* Identität verleiht. Man kann dagegen protestieren, wenn er behauptet, dass *der Stil* zum Wesen der Schrift gehört und auch ohne den Rezipienten existiert. Das ist wahr, wenn man die Schrift rein ontologisch untersucht. Aber in der sich verwandelten Schrift, in dem Text wird auch der Stil umformuliert. In einem als narrativ aufgefassten, interpretierbaren Kontext hat die dichterische Expressivität nur dann eine Funktion, wenn eine Identität sie *erkennt* und *richtig* liest. Das geschieht von der Seite des mythischen Leseprozesses her, dessen Wesen ebenso schöpferisch ist wie man es über den Schreibprozess behauptete.

Man vermutet also, dass die ganze Erzählung *Die Verwandlung* von dem Prozess der Verwandlung handelt; alle statischen Erscheinungen tragen das Versprechen des Vergehens, bzw. der Rückkehr des Ausgangszustands. In diesem Kreislauf kann man über keinen absoluten Anhaltspunkt sprechen, der Priorität den anderen gegenüber genießt, in dem Sinne, dass es der ursprüngliche ist. Es verwandeln sich die Raum- und Zeitstruktur, die Lebensweisen, die Protagonisten und – wie man es anhand des Titels und der Aufteilungszahlen bewies – sogar die narrativen Identitäten. Von dieser Tatsache ausgehend erör-

terte man die Mächtigkeit der Schrift, deren Wesen und identitätsvernichtende Kraft. Auch die Allmächtigkeit des Erzählers wird von den weiteren narrativen Kategorien gefährdet und dadurch in Frage gestellt.

Man erwähnte schon, dass in der untersuchten Erzählung alles über *Verwandlung* geht – deshalb liest man *richtig*, wenn man den Titel und die Aufteilungszahlen in Kapiteln als Metatexte auffasst, weil die Verwandlung der narrativen Kategorien, also ihr Wechsel in dieser kognitiven Weise nachvollziehbar ist. Der Formleser weiß das genau; vielleicht nicht gleich, sondern wenn er den Text schon mehrmals durchblättert. Auf den ersten Blick ist der Titel irreführend. Wenn *Die Verwandlung* als Paratext erscheint und rein dem Erzähler zugeordnet wird, kann der Formleser glauben, dass es in der Erzählung um ein einziges Geschehnis geht, um das die weiteren Geschichtelemente aufgebaut werden. Das Ganze ist aber eben umgekehrt: *Die Verwandlung* ist die Erscheinung, die in sich alles integriert, doch ist sie kein *Logos*: man entdeckt im Werk Spuren, die markieren, dass es jenseits dieses Phänomens auch eine Weltordnung gibt, die auch die Unfähigkeit zur Verwandlung, die Statik kennt. Diesen Zustand kann man als transzendental beschreiben und mit den Worten der Bibel bestärken.⁸ Damit wird ein wichtiger Gegensatz zwischen der menschlichen und transzendentalen Sphäre artikuliert: die erste verwandelt sich ständig, während die zweite immer gleich bleibt. Doch kennt die menschliche Welt auch die göttliche: über Verwandlung kann man ohne die Kenntnis der statischen Weltordnung nicht sprechen, was natürlich auch umgekehrt zutrifft.

6. Zusammenfassung

Der Titel ist eine solche Textstelle, bei der aus zwei Identitäten eine neue zustande kommt, die aber gleich auf ihre Komponente zerfällt. In diesem Ort ist es unmöglich, den Megaerzähler von dem Erzähler zu trennen. Der Prozess vollzieht sich aber vielmals; die Verwandlung bedeutet bei Kafka, dass sich ein Geschehnis mehrmals in derselben Form vollzieht. Sonst müsste man mit dieser neuen, aus dem Erzähler und dem Megaerzähler entstandenen Identität weiterarbeiten, der Text zeigt aber, dass sie in den meisten Textstellen voneinander eindeutig getrennt werden können. Die Verwandlung heißt die dauernde Folge von Vereinigung und Zerfall, dessen Wechsel kein absolutes Gesetz ist – gerade darum, weil der Mensch die Statik des Göttlichen kennt und sich nach ihr sehnt. Die Frage ist, ob die transzendente Weltordnung als absolut beschrieben werden kann. Nach der Erzählung,

⁸ „Und nun, ihr Israeliten, werde ich euch die Gebote und Rechtsbestimmungen des Herrn verkünden. Befolgt sie, dann werdet ihr am Leben bleiben und das Land in Besitz nehmen, das der Herr euren Vorfahren zugesagt hat und das er euch auch geben will. Beachtet seine Anordnungen genau und hütet euch, irgendetwas daran zu verändern. Fügt nichts hinzu und nehmt nichts davon weg.“ (Dtn 4,1-2); „Gottes Gebot schiebt ihr zur Seite, aber an den Vorschriften von Menschen haltet ihr fest.“ (Mk 7,8); „Lauter gute Gaben, nur vollkommene Gaben kommen von oben, von dem Schöpfer der Gestirne. Bei ihm gibt es kein Zu- und Abnehmen des Lichtes und keine Verfinsterung. Aus seinem freien Willen hat er uns durch das Wort der Wahrheit, die Gute Nachricht, ein neues Leben geschenkt, damit wir als die ersten unter seinen Geschöpfen ans Ziel gelangen.“ (Jak 1,17-18) Diese drei Zitate zeigen, dass die göttliche Sphäre mit der Statik, die menschliche mit dem Abweichen von der Statik zusammenhängt. Dabei könnte man auch die Natur des Gesetzes – in diesem Fall bei Franz Kafka – charakterisieren, das Wesen der Gerechtigkeit näher beschreiben: in wieweit ist es mit dem biblischen Gesetz identisch?

der Interpretation des Titels als Metatext kommt man eher auf den Gedanken, dass diese zwei Sphären, Statik und Verwandlung, einander eher ergänzen und zusammen ein absolutes System bilden. Dadurch wird die Allmächtigkeit Gottes in Frage gestellt. Die Suche nach einem allgemeinen Mittelpunkt muss fortgesetzt werden, wenn der Mensch einen solchen überhaupt braucht. (Für sein Wesen ist aber diese Suche ein charakteristisches Merkmal.)

Dies soll aber zu weiterer Analyse des Wettkampfs der narrativen Identitäten in der untersuchten Erzählung von Franz Kafka führen.

Literatur

BARTHES 1995

BARTHES, Roland: *The Pleasure of the Text*, übersetzt von MILLER, Richard, Oxford – Cambridge, BLACKWELL, 1995.

BARTHES 1996

BARTHES, Roland: *The death of the author*, übersetzt von BENNINGTON, Geoff, In.: LODGE, David: *Modern criticism and theory*. London – New York, LONGMAN, 1996.

DERRIDA 1996

DERRIDA, Jacques: *Structure, sign and play in the discourse of the human sciences*, übersetzt von BASS, Alan. In: LODGE, David (Hg.): *Modern criticism and theory*. London – New York, LONGMAN, 1996.

FINGERHUT 1994

FINGERHUT, Karlheinz: *Die Verwandlung*. In: MÜLLER, Michael (Hg.): *Interpretationen – Franz Kafka: Romane und Erzählungen*. Stuttgart, PHILIPP RECLAM, 1994.

GENETTE 1990

GENETTE, Gérard: *Einführung in den Architext*. Stuttgart, LEGUEIL, 1990.

PASLEY 1978

PASLEY, Malcolm: *Der Schreibakt und das Geschriebene – Zur Frage der Entstehung von Kafkas Texten*, In.: CLAUDE, David (Hg.): *Franz Kafka – Themen und Probleme*. Göttingen, VANDENHOECK&RUPRECHT, 1978.